Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design

Herausgeber: Hochparterre

Band: 2 (1989)

Heft: 6

Rubrik: Ereignisse

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

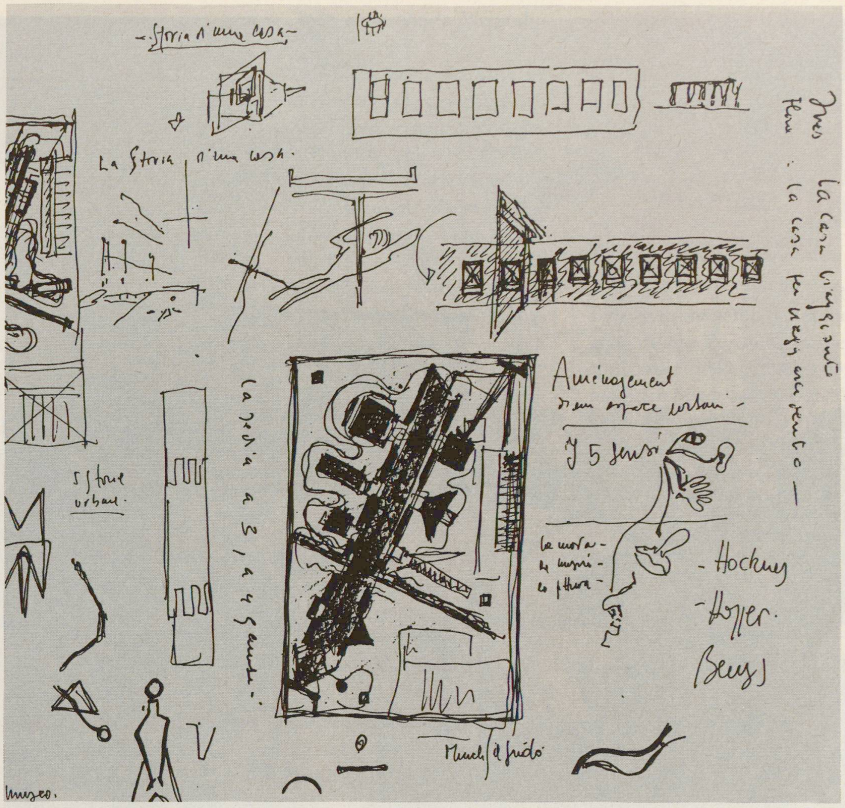
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



SAFFA – ein Projekt

«Schweizerische Ausstellung für Frauenarbeit», kurz SAFFA: unter diesem Titel wurden bereits 1928 und 1958 zwei Ausstellungen lanciert. Eine dritte, welche die Reihe 1988 hätte fortsetzen können, blieb aus. Das Architekturmuseum Basel beauftragte nun drei Architektinnen, Inès Lamunière, Flora Ruchat-Roncati und Beate Schnitter, mit der Umsetzung einer heutigen Version der SAFFA.

FOTO: ARCHITEKTURMUSEUM IN BASEL

Die Architektinnen bringen vorab ihre Visionen eines heutigen Frauenbildes zu Papier.

Beide historischen Ausstellungen wurden von den bürgerlichen Frauenvereinen getragen und unterbreiteten die Anliegen der damaligen Frauenbewegung, so die Einführung des Frauenstimmrechts, einer breiten Öffentlichkeit.

Doch wurde mitnichten die traditionelle Rollenverteilung in Frage gestellt. Vielmehr waren die historischen SAFFAs eigentliche Leistungsschauen der Frauen in den ihnen seit Jahrhunderten zugestandenen Bereichen. Das Spektrum reichte von der Landwirtschaft bis hin zu künstlerischen und kunstgewerblichen Arbeiten.

1928 wurde die Ausstellungsarchitektur von Lux Guyer konzipiert. In der Form von Musterhäusern und -wohnungen wurde «Frauenarchitektur» vermittelt. 1958 beinhalteten die Ausstellungshallen unter anderem eine Kirche, einen Wohnturm und eine Ladenpassage. Realisiert wurden sie von 22 Architektinnen unter der Federführung von Anne Hubacher. Die Ausstellung im Architekturmuseum hält die wichtigsten Stationen dieser beiden SAFFAs fest, die nach 60 beziehungsweise 30 Jahren eher antiquiert und komisch wirken als beeindruckend.

Bodenständig auch im 88

Mit drei räumlichen Installationen stellen sich die heute beauftragten Architektinnen der komplexen Aufgabe der Vermittlung eines zeitgemässen Frauenbildes. Mit «die 1000 Gesichter der Frau», «die Stimme der Frau» und «die Frau bei sich selbst» wird der Besucherin und dem Besucher die verwirrende Vielfalt vergangener und bestehender Frauenrollen gezeigt, der folgende Prozess der Selbstzweifel und -findung und schliesslich die daraus resultierende individuelle Gestaltung der Lebensform.

Die Installationen verblüffen durch ihre Einfachheit. Die verwendeten Gestaltungsmittel sind abwechslungsreich. Man durchschreitet eine sehr bewegte Diaserie, wird auch vokalistisch mit der «Stimme der Frau» konfrontiert und findet Gelegenheit, sich literarisch in die Materie zu vertiefen. Sowohl Spiegel, Pelzmantel wie auch Pralinenschachtel scheinen auch heute noch zentrale Frauenutensilien zu sein. Als Attribute an die Moderne sind Faxapparat und Reisekoffer (Geschäftsreise?) installiert.

Die Visionen einer heutigen SAFFA sind ebensowenig revolutionär wie ihre Vorgängerinnen. Sie widerspiegeln wohl gerade deshalb die Mehrheit der zeitgenössischen Frauen. Zwar stammen die drei Architektinnen aus drei verschiedenen Altersgruppen sowie aus drei verschiedenen Sprachregionen der Schweiz, doch aufgrund ihres Berufs, den sie alle erfolgreich ausüben, bewegen sie sich im selben Milieu. Ihre Installationen stellen eine heile Welt dar, die nur durch zaghafte Anklagen an die Geduld und das Schweigen der Frauen durchbrochen sind. Die Ausstellung ist noch bis zum 25. Juni im Architekturmuseum Basel zu besichtigen. Die Architektinnen werden am 10. Juni um 11 Uhr zu einem Gespräch anwesend sein und Fragen beantworten.

MICHELLE NICOL

FOTO: ARCHIV LAURENZ HUNGERBÜHLER, ST. GALLEN

Zeugen der Architekturblüte

«Wenn Berlin einen Warenhausstil geschaffen hat, so schenkte St. Gallen der Welt den Typus des modernen Geschäftshauses», prahlte das «St. Galler Tagblatt» 1912. Die Stadt schwelgte damals im Reichtum der hier produzierten Stickereien und verkaufte sie in alle Welt. Die Namen der Stickereipaläste wollten das unterstreichen: Atlantica, Britannia, Chicago, Florida, Oceanic, Pacific, Union und Washington. Verschiedene dieser noch heute grössten und das Stadtbild prägenden St. Galler Wohlstandsbauten krönt Merkur, der Gott des Handels.

In einer umfassenden Ausstellung im St. Galler Kunst- und Naturmuseum – seinerseits ein Zeuge der lokalen Wirtschaftsblüte – wird die Stickereizeit 1870 bis 1930 nachgezeichnet. Die Oberschicht zeigte damals ihren Reichtum und steckte in nichts zurück: Der erste Fussballclub der Schweiz wurde 1879 gegründet, im Jahr danach die erste Rollschuhbahn gebaut, und Robert Maillard erstellte 1904 bis 1906 das erste Hallenbad des Landes als armierten Eisenbetonbau.

FOTO: ARCHIV LAURENZ HUNGERBÜHLER, ST. GALLEN

Zwei zeitgenössische Einblicke ins gleiche Haus: der Nähsaal der Firma Labhard & Co. und das Café Pfund im Erdgeschoss.

St. Gallens architektonisches Gesicht ist – ab 1880 bis heute – durch diese Stickereizeit, die eigentliche Blütezeit, geprägt: Der massige zweite St. Galler Bahnhof und die Hauptpost, vor allem aber das südwestlich davon liegende «Stickereiquartier» auf den ehemaligen Bleichewiesen der mittelalterlichen Leinwandstadt, brachten neue Dimensionen. Hier entstanden in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts die sechsstöckigen «Paläste», in denen gleichzeitig verkauft, verrechnet und industriell gearbeitet wurde: Auswärts gestickte Stoffe wurden hier «ausgerüstet».

Diese Industrie – seit der Erfindung des Schifflistickautomaten 1865 voll im Wachstum – verursachte einen nie gekannten Bauboom. Das ging schon damals nicht ohne Spekulation und Wohnungsnot ab. Die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft stellte für 1897 fürs St. Galler Stickereiquartier die kleinste Zahl Wohnungen pro Haus fest. Schon zwischen 1830 und 1889 verdreifachte sich die Einwohnerzahl St. Gallens; die Gebäudezahl verdoppelte sich beinahe. Die 75 000 Einwohner von 1910 erreichte die Stadt seither nie wieder.

Galerie grosser Namen

Berühmt gewordene Architekten prägten das Stadtbild. Felix Wilhelm Kubly und Johann Christoph Kunkler (Zeitgenosse des ETH-Architekten Gottfried Semper) waren beide Mitglied der städtischen Baukommission und hielten sich mitunter gegenseitig Grossaufträge zu. Robert Curjel und Karl Moser (der 1911/12 die Uni Zürich und 1926/27 Basels Antoniuskirche in Sichtbeton baute), Otto Wilhelm Pfleghard und Max Haefeli, Max Frikke und der aus Nordböh-

FOTO: ARCHIV LAURENZ HUNGERBÜHLER, ST. GALLEN

Die Zürcher Architekten Pfleghard und Häfeli planten das 1907/08 erbaute Geschäftshaus der Labhard & Co. Embroideries (Detail aus dem Haupteingang).

FOTO: SAMMLUNG FOTOGLOB

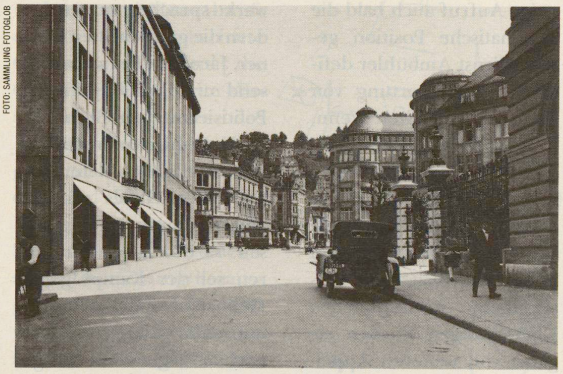


FOTO: PSG

Vorher – Nachher: Das «Helvetia»-Gebäude wurde 1977 abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt.

men stammende Wendelin Heene sind Namen aus der St. Galler Baugeschichte jener Zeit. Hier entstanden auch die ersten Betonskelettbauten von Robert Maillard, der schon 1902 in St. Gallen ein eigenes Büro eröffnet hatte. Von Maillard stammt auch der in einem Guss betonierte Wasserturm beim Lokomotivdepot, der zurzeit durch eine PTT-Überbauung gefährdet ist. Man ist sich im Prinzip einig, den Turm zu erhalten, doch muss er zu diesem Zweck verschoben werden, und zwar ebenfalls in einem Stück.

«Keine Vorbilder»

St. Gallens ältere Stickereipaläste imitieren noch neuromanische und neugotische Muster. Die jüngeren lehnen sich an den Berliner Warenhausstil, das Rasterprinzip aus Chicago und den Wiener Secessionsstil an. Pfeilerarchitektur kaschierte das Betongerippe. Die «Schweizerische Baukunst» schrieb schon 1910 von «reinen St. Galler Geschäftshäusern», für die es in der Stadt «keine Vorbilder, geschweige denn solche von den Dimensionen der Neubauten» gab. Da sei nichts zu spüren von «ängstlicher Anlehnung an überlieferte Motive oder an landesübliche Baukunst».

1920, mit dem Einsetzen der Stickereikrise, war St. Gallen gebaut, «gross und kunstreich genug für die schweren Jahrzehnte danach», wie Ausstellungsmacher Peter Röllin kommentiert. RH

Zeit der Blüte

«Stickerei-Zeit» im Kunst- und Naturmuseum St. Gallen (bis 6. August, montags geschlossen). Die Ausstellung zeigt neben der Stickerei und den dazugehörenden Bauten auch Kultur und Kunst, Musik und Sammlertätigkeit aus der Zeit der Stickereiblüte.

FINGERZEIG

Ehrlich und aus unserer Zeit

Eine der schönsten Seiten der Tätigkeit eines Denkmalpflegers ist die Zusammenarbeit mit den Architekten. Dabei spürt man die Faszination der Bauleute, die eigenen Beiträge in einem historischen Gebäude an den Leistungen früherer Zeiten zu messen, den Dialog mit der Geschichte aufzunehmen, durch diesen Beitrag selber in die Geschichte einzugehen. Wer möchte das nicht.

Eine der weniger schönen Seiten unseres Berufs ist es hingegen, sich die Argumente der Architekten für ihre Vorhaben anzuhören, die Bauabsichten auf ein dem Altbau zuträgliches Mass zurechtzustutzen, damit Enttäuschungen zu verursachen und letztlich zum für die heutige Architektur unsensiblen Neinsager gestempelt zu werden.

Mit einem solchen «Etikett» lässt es sich leben. Aber wie verhält es sich mit jenen Argumenten der Architekten? Was wird als Begründung für diesen oder jenen Eingriff vorgebracht? Wieso ist der Denkmalpfleger häufig mit diesen Argumenten nicht einverstanden?

Zwei Begründungen höre ich immer wieder:

Hier die eine: «Das ist eine ehrliche Lösung.» Ehrlichkeit ist eine moralische Qualität, eine Haltung irgendwo zwischen Mut und Hilflosigkeit, getragen vom Wunsch, nicht mehr zu scheinen als zu sein, und um dieser Haltung willen trotz des Versagens akzeptiert zu werden.

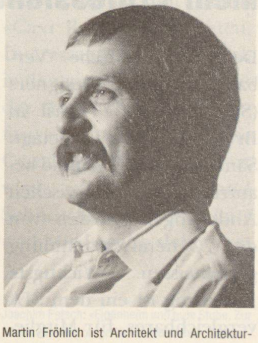
Die Architektur besitzt keine moralischen, sondern funktionelle, technische, allenfalls ästhetische Qualitäten. Mit dem oben zitierten Argument wird nur zum vornherein zugegeben, dass die vorgeschlagene Lösung nicht genügt. – In Misskredit kommt aber derjenige, der diese Lösung entsprechend beurteilt.

Nun die zweite dieser Begründungen: «Das ist eine Lösung aus unserer Zeit.» Wenn Mutter oder Grossmutter Teevisite haben, sind kleine Kinder oft versucht, sich zu produzieren, um so auf sich aufmerksam zu machen. Teelachen und zerbrochenes Geschirr sind in solchen Situationen keine Seltenheit. Weil andere Ausdrucksmittel fehlen, muss zum Kraftakt gegriffen werden. Die Beweggründe für die «Lösungen aus unserer Zeit» sind dieselben: Man fühlt sich in der Auseinandersetzung nicht als gleichberechtigter Partner – und hat damit das Spiel auch schon verloren.

Weshalb ich immer wieder solche Begründungen höre?

Vielleicht liegt es daran, dass unter den Architekten immer noch die Meinung vorherrscht, beim Weiterbauen an einem historischen Gebäude gehe es in erster Linie darum, diesem den eigenen Stempel aufzudrücken. Manche glauben auch, das eigene Unvermögen in dieser Situation damit entschuldigen zu müssen, dass da schon etwas gewesen sei, das man nicht habe gänzlich entfernen dürfen. In der Medizin gibt es längst einen Spezialzweig Gerontologie. In der Architektur gibt es leider auch für Altbauten nur die Allgemeinpraktiker.

MARTIN FRÖHLICH



Martin Fröhlich ist Architekt und Architekturhistoriker und arbeitet in Bern.